

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-00449-0

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Christiane von Hardenberg

Selbst investiert die Frau

Wie Sie selbstbestimmt und mit
Leichtigkeit Ihr Geld vermehren

Rowohlt Taschenbuch Verlag

In diesem Buch erwähnte Anlagemöglichkeiten sind immer mit Risiken behaftet. Alle Hinweise und Informationen stellen keine Anlageberatung oder Empfehlung dar. Sie wurden nach bestem Wissen und Gewissen aus öffentlich zugänglichen Quellen entnommen. Alle zur Verfügung gestellten Informationen dienen allein der Bildung und Veranschaulichung. Eine Haftung für die Richtigkeit kann nicht übernommen werden. Sollten Leser*innen sich die angebotenen Inhalte zu eigen machen, so handeln sie eigenverantwortlich. Die Inhalte dieses Buchs stellen lediglich eine Basis für die finanzielle Bildung der Leser*innen dar. Bevor mit Anlageprodukten gehandelt wird, wird empfohlen, weitere Informationsmaterialien heranzuziehen.

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg, April 2021

Copyright © 2021 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Covergestaltung zero-media.net, München

Coverabbildung Asja Caspari

Satz aus der DTL Documenta

Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978-3-499-00449-0

Teil 1

1

Ich dachte, ich sei reich - oder: Wie Sie sich finanzielle Ziele setzen

«Sie sind ein reiches Fräulein!» Mit diesen eindrucksvollen Worten baute sich unser Steuerberater, ein Freund der Familie, vor mir auf und guckte mir tief in die Augen. Seine Haare waren ebenso grau wie sein in die Jahre gekommener Anzug. Ich war 13 Jahre alt, wir feierten meine Konfirmation. Der graue Herr kam aus einer längst vergangenen Zeit, das verriet nicht nur seine Wortwahl.

Reiches Fräulein. Die Worte unseres Steuerberaters schmeichelten mir. «Reich.» Das klang vielversprechend und schillernd. Zugleich lösten die Worte großes Unbehagen in mir aus. «Reich» klang auch nach sehr viel Verantwortung und einer großen Last.

Mein Vater war gestorben, als ich noch keine vier Jahre alt war. Er hinterließ mir, nicht meiner Mutter, ein gutgehendes Unternehmen: Mein Vater, geboren 1907, hatte nach dem Krieg aus der Schnapsbrennerei seiner Eltern einen Tabak- und Getränkegroßhandel gemacht, zu dessen ersten Kunden das Wolfsburger VW-Werk gehörte. Als der Käfer zum millionsten Mal vom Band lief, muss auch mein Vater seine erste Million gemacht haben. Mit dem Wirtschaftswunder ging es mit seinem Unternehmen steil bergauf.

Das Wirtschaftswunder war längst Geschichte, doch meine Eltern lebten es weiter. Ich wuchs in einer merkwürdigen Blase auf. Wir wohnten in einem großen Haus mit einem viel zu großen Garten, den mein Vater seinen «Park» nannte. Der Park ist in meiner Kindheitserinnerung übrigens sehr viel größer als in Wirklichkeit, ähnlich wie mein Vermögen. Wir hatten eine Haushälterin, einen Gärtner und eine Sekretärin. Und viele Angestell-

te. Meine Eltern fuhren Mercedes, was in den siebziger Jahren in der Volkswagenstadt Wolfsburg recht außergewöhnlich war.

Mein Leben unterschied sich sehr von dem meiner Kindergartenfreundinnen, die mit ihren Eltern oftmals in kleinen Wohnungen lebten. In gewisser Weise beneidete ich sie, die im verbeulten Käfer zum Ballettunterricht gebracht wurden und nachmittags nicht allein im Park, sondern mit ihren Geschwistern über die Stockbetten tobten. Schon früh dämmerte mir, dass der Tod meines Vaters und sein Erbe mit deutlich mehr Verantwortung einhergingen, als mir lieb war. In einem Alter, in dem meine Freundinnen Balletttänzerinnen werden wollten, erklärte ich zum Entzücken von Familie und Freunden der Familie, ich würde später Betriebswirtschaftslehre studieren.

Die nächsten 30 Jahre lebte ich in der Annahme, reich zu sein – oder zumindest sehr wohlhabend. Und ich lebte mit einem Gefühl, das sehr viele Erben haben: der Schuld, für meinen vermeintlichen Reichtum nichts getan zu haben. Ich wollte mit meinem Erbe daher lange nichts zu tun haben, reiste nach dem Studium ans andere Ende der Welt, verdiente meinen Lebensunterhalt als Journalistin. Auch nach dem Tod meiner Mutter kümmerte ich mich nur halbherzig um meinen Besitz.

Als ich 2012 schließlich einen tieferen Blick in meine Finanzen tat, wurde mir sehr schnell klar, dass mein Leben auf einem großen Missverständnis beruhte: Ich *war* einmal ein reiches Mädchen. 1977. Als mein Vater gestorben war und ich geerbt hatte. Vielleicht auch noch 1987, im Jahr meiner Konfirmation. Seit unser Steuerberater den für mich so prägenden Satz «Sie sind ein reiches Fräulein» gesagt hatte, waren aber 25 Jahre vergangen. 25 Jahre, in denen mein vermeintliches Vermögen vor sich hin geschlummert hatte und von ganz al-

lein weniger geworden war. Dafür hatte schon allein die Inflation gesorgt. 1000 Mark aus dem Jahr 1987 waren 2012 nur noch rund 190 Euro wert. Durch bloßes Nichtstun hatte sich mein Vermögen mehr als halbiert. Ganz zu schweigen von suboptimalen Investitionsentscheidungen, die meine Familie getroffen hatte.

Bei genauerer Betrachtung besaß ich kein Vermögen mehr, sondern stand vor einem ziemlichen Schlamassel. Und hätte ich noch fünf Jahre länger nichts getan, wäre von dem einstigen Vermögen vermutlich kaum noch etwas übrig gewesen. Bereits jetzt hatten die Dinge deutlich an Wert verloren: Das Mehrfamilienhaus in der Fußgängerzone hatte stark an Attraktivität verloren, seit sich dort die Neonazis tummelten. Ein Supermarkt in der City war in den fünfziger Jahren eine Goldgrube, in den 2000er Jahren wollten die Menschen in großen Einkaufszentren auf der grünen Wiese einkaufen. Das Ferienhaus in den Alpen, mittlerweile mit Blick auf qualmende Fabrikschornsteine, war ebenfalls recht wertlos. Probleme, wo ich hinsah. Die Reihenhäuser, die meine Eltern nach dem Verkauf unseres Unternehmens gebaut hatten, liefen noch ganz gut – sie gehörten allerdings noch zu einem großen Teil der Bank. Damit sie weiterhin gut liefen und ich irgendwann einmal die Kredite getilgt hätte, müsste ich die Dinge in die Hand nehmen. Am besten sofort.

Der Zeitpunkt war gut, um etwas in meinem Leben zu ändern und die Dinge anzupacken: Die Zeitung, bei der ich damals arbeitete, stand nach etlichen Sparrunden kurz vor der Pleite, und mein dritter Sohn war 18 Monate alt. Mir schien es immer weniger sinnvoll, die längste Zeit des Tages in der Redaktion zu verbringen und austauschbare Artikel zu schreiben. Und das alles für ein Gehalt, mit dem ich zum Lebensunterhalt unserer wachsenden Familie nicht angemessen beitragen konnte. Ich

wollte unabhängig sein, meine eigenen Entscheidungen treffen und für meine Kinder sorgen – auch wenn dies für meinen Mann in den ersten Jahren durchaus gewöhnungsbedürftig war. Die Rolle des Versorgers ist eben auch eine dankbare Rolle.

Mein Entschluss, einen anspruchsvollen und prestigeträchtigen Job an den Nagel zu hängen und es zu meiner Hauptaufgabe zu machen, mein Vermögen wieder aufzubauen, stieß auf einiges Unverständnis bei meinen Freunden und Kollegen. Von «Geld macht doch nicht glücklich» über «Nein, mit *so etwas* wollen wir uns nicht beschäftigen» bis hin zu «Du bist also eine Kapitalistin» blieb mir kein Kommentar erspart. Natürlich macht Geld nicht glücklich. Wer das erwartet, hat irgendetwas falsch verstanden. Geld allein macht ja auch nicht satt! Geld ist nur ein Mittel zum Zweck. Ein Mittel, um das Leben einfacher, sicherer und angenehmer zu machen. Erst wenn man kein Geld hat, wird Geld zum Problem. Und genau dieses Problem wollte ich nicht haben.

Was genau aber war mein Ziel? Mir ging es anfänglich um Sicherheit. Ich wollte die Sicherheit wiederherstellen, die ich aus meiner Kindheit gewohnt war. Nicht für mich, sondern für meine drei, später vier, Söhne und meinen Mann. Auch wenn ich glücklich verheiratet und wir alle gesund waren – in meiner eigenen Kindheit und Jugend hatte ich erlebt, dass dieser Zustand keineswegs selbstverständlich ist.

Schnell merkte ich jedoch, dass es mir neben Sicherheit vor allem um Unabhängigkeit ging. Ich wollte selbst entscheiden, unabhängig von meinem Gehaltscheck oder dem meines Mannes. Dafür brauchte ich allerdings ein größeres Polster, als meine damaligen Mittel hergaben.

Seitdem manage ich hauptberuflich unser Family Office¹: Zwischen Broteschmierern, Windelwechseln und Wäscheaufhängen investiere ich in Immobilien und kaufe Wertpapiere von chinesischen Essenslieferanten bis zu deutschen Autoherstellern und von Argentinien bis Vietnam. Mit der Zeit fand ich immer größeren Gefallen an Aktien, Wertpapieren und Börsen, aber auch an so scheinbar drögen Themen wie Immobilien, Kredite und Steuer. Heute ist es für mich ein großer Spaß, morgens die Zeitungen aufzuschlagen, Geschichten über Politik, Wirtschaft und Unternehmen zu lesen und zu überlegen, wie die Zukunft aussehen könnte. Zu wissen, was wichtig wird, ist für mich eine Art, durchs Leben zu gehen. Wenn ich richtig liege, damit Geld verdienen kann und zudem noch Zeit für die Menschen und Dinge habe, die mir wirklich wichtig sind – umso besser!

Bis ich jedoch so weit gekommen war, habe ich viele Fehlentscheidungen getroffen, einiges an Lehrgeld bezahlt, schlechte Berater gehabt und die ein oder andere unruhige Nacht gehabt. Am Ende waren es jedoch diese Fehler, die mich weiterbrachten. Wenn alles gut lief, fragte ich mich selten, woran das lag, sondern klopfte mir auf die Schulter. Wenn aber etwas schiefging, fing ich an nachzudenken, zu analysieren, was ich falsch gemacht hatte und wie ich es beim nächsten Mal besser machen würde.

1 Als Family Office bezeichnet man eine Vermögensverwaltung, die sich ausschließlich um das Vermögen einer Familie kümmert. Ob Aktienhandel, Immobilienmanagement, aber auch Reiseplanung oder Sekretärinnenjobs – das Family Office kann alles übernehmen. In den meisten Fällen sind Familien, die ein Family Office beschäftigen, sehr, sehr reich. Das sind wir zwar nicht, aber um meinem Tun mehr Gewicht zu verleihen, spreche ich gerne von meinem Family Office. Es ist wohl das kleinste in Deutschland.

Durch den Tod meiner Eltern und den Anblick meines geschrumpften Erbes hatte ich eines gelernt: Man kann nicht darauf hoffen, dass die Dinge von allein gut werden. Man muss sie selbst in die Hand nehmen. Gerade als Frau.

Ohne diese Erfahrungen, vor allem aber Rückschläge wären mir viele gute Investitionen entgangen. Sowie die Möglichkeit, mit meiner Familie ein finanziell sicheres und unbeschwertes Leben zu führen. Seit dieses Ziel erreicht ist, finde ich immer mehr Freude daran, Dinge mitzugestalten sowie andere Menschen an meinem Erfolg teilhaben zu lassen. Etwa, indem ich nachhaltige Produkte kaufen kann, weil ich von ihrer Richtigkeit überzeugt bin. Oder ich meine Räume Menschen überlassen kann, deren Projekte ich unterstützen möchte. Wenn es weiterhin gut läuft, möchte ich eine Stiftung gründen. Mit welchem Zweck, darüber denke ich noch nach.

Natürlich macht Geld nicht glücklich. Aber es schenkt Sicherheit, Unabhängigkeit und Freiheit. Selbst wenn Sie nur wenig Startkapital besitzen, können Sie mit überschaubarem zeitlichen Einsatz mehr daraus machen. Vermutlich mehr, als viele Frauen mit ihrem Teilzeitjob verdienen. Fangen Sie an und nutzen Sie Ihre Chancen!

Mehr über finanzielle Ziele wie Sicherheit, Unabhängigkeit und Freiheit: Seite 173

2

Von Monopoly fürs Leben lernen - oder: Was Sie über die Wirtschaft wissen sollten

Lange Zeit beruhte mein gesamtes Finanzwissen auf meinen Kindheitserfahrungen beim Weltpartag und als ausdauernde Monopoly-Spielerin. Als ich mein Erbe schließlich in die Hand nahm, merkte ich schnell, dass meine familiäre Prägung mindestens ebenso viel Einfluss auf meine finanziellen Entscheidungen hatte wie mein wirtschaftswissenschaftliches Studium, vielleicht sogar noch mehr. Umso wichtiger ist es mir, meinen vier Söhnen bei jeder Gelegenheit die Grundlagen finanzieller Bildung und volkswirtschaftlichen Denkens beizubringen. Mit gemischtem Erfolg. Bedauerlicherweise haben heute wie vor 40 Jahren Banken die Hoheit über die finanzielle Wissensvermittlung, auch wenn Rahmenlehrpläne etwas ganz anderes versprechen. In der Schule lernen meine Kinder jedenfalls nicht, wie man mit Geld umgeht.

Im Herbst 2019 flatterte ein Brief von der Sparkasse ins Haus. «Du hast Post bekommen», sagte mein sichtlich neidischer Zweitgeborener zu seinem jüngeren Bruder Paul, der im wirklichen Leben übrigens anders heißt, wie seine Brüder auch. Trotz seiner neun Jahre konnte Paul nur ansatzweise lesen. Das reichte aber offenbar aus, um dem Brief die wichtigsten Informationen zu entnehmen. «Bis 1000 Euro bekomme ich drei Prozent Zinsen», jubelte er übergücklich. «Das sind 30 Euro im Jahr!», fuhr er fort. Mit dem Rechnen klappte es offenbar deutlich besser als mit dem Lesen. «30 Euro umsonst!», brüllte er völlig außer sich. Bevor er das Geld überhaupt erwirtschaftet, geschweige denn 1000 Euro gespart hat-

te, gab er das Geld schon aus. Zumindest gedanklich. Nerf-Guns, Harry-Potter-Lego-Set ... Während Paul seine Wünsche aufzählte, las ihm sein großer Bruder Hans weiter vor: «Am 30. Oktober ist Weltspartag ..., wenn du dein gespartes Geld zur Bank bringst, bekommst du ein Geschenk», fasste der Elfjährige zusammen. «Ist bestimmt ein rotes Sparschwein», sagte Franz, zwölf Jahre, abgeklärt. Paul störte das nicht weiter, er kratzte seine Münzen und Scheine zusammen und zog zum Weltspartag los. «Will auch ein rotes Schwein», weinte der vierjährige Josef seinem Bruder hinterher.

Ich blieb ratlos zurück. Sparen an sich ist nicht falsch. Allerdings saß ich jahrelang dem Irrglauben auf, vom Sparen reich zu werden. Vom Sparen allein wird jedoch keiner reich! Man muss investieren, will man ein Vermögen vermehren. Doch statt Investoren ziehen wir in Deutschland Nachwuchssparer heran.

Daran hat sich seit meinen Kindheitstagen nichts geändert. Monat für Monat hatte auch ich mein Taschengeld auf mein Jeans-Sparbuch bei der örtlichen Volksbank gebracht. Im Gegenzug erhielt ich orangefarbene Sammelpunkte. Die klebte ich stolz auf das dafür vorgesehene Feld meines Sparposters, das zu meinem Entzücken ein Hundebaby in einem Körbchen zeigte. Das Jeans-Sparbuch war sozusagen mein erstes Treuepunktesystem. Üblicherweise waren die Felder am Weltspartag voll, und ich konnte mir ein neues Poster aussuchen. Voller Stolz pinnte ich das Katzenbaby- neben das Hundewelpen-Poster. Über die Jahre glich mein Kinderzimmer immer mehr einem Zoogeschäft.

Nach meinem Geburtstag und Weihnachten war der Weltspartag am 30. Oktober für mich der drittwichtigste Tag im Jahr: ein Lichtblick im sonst so diesigen niedersächsischen Herbst. Glücklicherweise habe ich Ende Oktober Geburtstag. Von meinen Tanten wünschte ich mir

stets Geld, und am Weltspartag zog ich dann los, um meine Geldgeschenke und Ersparnisse auf meine drei Sparbücher bei drei verschiedenen Banken zu verteilen, der Volksbank, der Sparkasse und der damals noch existierenden Dresdner Bank. Im Gegenzug sammelte ich Geschenke ein, weshalb drei Konten bei drei Banken sehr vorteilhaft waren.

Es war eine Art Hebeleffekt, ein Effekt, den ich mir auch heute beim Immobilienkauf zunutze mache. Unter bestimmten Umständen kann ich so meine Rendite auf mein eingesetztes Kapital erhöhen. In meinem Fall hatte ich Geld geschenkt bekommen, mein Kapital. Und nun bekam ich für das Geld, mein eingesetztes Kapital, neben der Verzinsung noch obendrein ein Geschenk. Ich hatte meine Rendite sozusagen über das gewöhnliche Maß, also die üblichen Zinsen, hinaus gesteigert!

Zugegeben, bei den Geschenken handelte es sich um allerlei Schrott. Ich war dennoch stolz und überglücklich. Beladen mit bunten Luftballons, Comics und Spardosen in Form von roten Keramikschweinen der Sparkasse oder quietschgrünen Elefanten der Dresdner Bank kam ich von meinem Beutezug zurück. Den restlichen Nachmittag saß ich überglücklich auf meinem Bett, umgeben von Luftballons, und las beseelt meine Sparbücher durch. Ich war fasziniert. Mein Vermögen hatte sich seit dem vergangenen Weltspartag in bemerkenswerter Weise vermehrt. Nicht nur um meine Ersparnisse, auch um den Zins und Zinseszins. Denn auf die Zinsen aus dem Vorjahr gab es abermals Zinsen, und auf die Zinsen aus dem Vorvorjahr kassierte ich bereits zum dritten Mal ab. Und damals gab es sogar noch weit mehr als drei Prozent! Ohne irgendetwas zu tun, wurde ich immer reicher. So einfach ist das mit dem Geldverdienen, dachte ich mir. Dass mein Geschäftsmodell Jahrzehnte später mit der Nullzinspolitik der Europäischen Zentral-

bank ein jähes Ende finden würde, ahnte weder ich noch irgendjemand sonst.

Deutlich nützlicher für mein späteres Investorenleben waren daher die nächtelangen Monopoly-Spiele mit meiner Cousine in den Sommerferien. Tagsüber kauften wir Grundstücke, Häuser und Hotels, kassierten Mieten und investierten diese in weitere Häuser und Hotels. Ich hatte die Grundprinzipien des Geldverdienens schnell verinnerlicht: Investieren und die Einnahmen wieder investieren. Spielerisch war ich in kürzester Zeit zu einem Vermögen gekommen. Nachdem wir abends ins Bett gegangen waren und das Licht hatten ausmachen müssen, holten wir das Spiel heimlich wieder unter unseren Betten hervor. Im Taschenlampenlicht spielten wir weiter, bis die Bank pleite war. Wir fingen an, Geldscheine zu kopieren. Unsere Gier war grenzenlos, und wir malten noch eine Null hintendran, aus 100 Mark wurden so 1000 Mark, aus 1000 Mark wurden 10 000 Mark. Die Schlossallee kostete nicht mehr 8000², sondern 80 000 Mark. Bald schon sollte sie acht Millionen kosten, unsere Schöpfungskraft kannte keine Grenzen, wenn es ums Geld ging.

«Ist ja wie in der Weimarer Republik», sagte unser Großvater und zauberte einen Eine-Million-Mark-Schein aus einer Schatulle, die auf wundersame Weise den Krieg überstanden hatte. «Wenn die Notenbank Geld druckt, steigen die Preise. Das nennt man Inflation», erklärte er mit Grabesstimme. Inflation war offenbar schlecht. Wir stampften unser Geld wieder ein, die Preise fielen. Es war der erste Crash, den ich erlebte. Ich habe Jahrzehnte gebraucht, um den Schwindel hin-

2 In der DM-Version kostete die Schlossallee noch 8000 Mark, heute kostet sie nur noch 400 Euro. Schade. Mit mehr Nullen war das Spiel lustiger.

ter der Hyperinflation zu entlarven: Die Notenpresse allein macht noch keine Inflation.

Unsere Kinder haben ein deutlich unbefangeneres Verhältnis zur Inflation als in Deutschland üblich. Vor allem Paul. Vor einigen Monaten hatte ich mir im Sinne der finanziellen Bildung meiner Kinder überlegt, sie sollten nicht nur sparen, sondern auch Geld verdienen lernen. Mit allerhand Nebenjobs im Haushalt bessern sie seitdem ihr Taschengeld auf. Paul etwa räumt gewissenhaft den Geschirrspüler ein und aus. Allerdings geht meine Rechnung nicht ganz auf. Statt zumindest einen Teil zu sparen und anzulegen, erfüllt sich Paul einen Wunsch nach dem nächsten. Täglich kommt er mit einer Gummibärchentüte nach Hause.

«Wie wäre es», versuchte ich einzugreifen, «wenn du mal ein bisschen mehr sparst?» – «Lohnt sich nicht», sagte Paul gelassen. «Meine fünf Euro sind heute sehr viel mehr wert als in 20 Jahren», erklärte er. «Wegen der Inflation, hat Papi gesagt.» Ich guckte mich entsetzt nach meinem Mann um. Wie sollte ich das wieder einfangen? Ein bisschen Sparen ist ja durchaus gut, schließlich braucht man Startkapital zum Investieren. «Außerdem verdiene ich später auch mehr», meinte Paul selbstbewusst. Sprachlos blickte ich ihm hinterher. Ich hatte seinen Argumenten wenig entgegenzusetzen, selbst wenn die Inflation derzeit sehr gering ist.

Neben meinen dilettantischen Erziehungsversuchen eignen sich auch meine Söhne ihr Basiswissen Geldanlage beim Monopoly-Spielen an. Paul hat die Grundprinzipien des Investierens offenbar mit der Muttermilch aufgesogen. Er konnte gerade einmal die Augen auf den Monopoly-Würfeln zusammenzählen, da saß er vor einem Haufen Papiergeld. Paul investierte gern all sein Geld in die Badstraße, die gleich hinter «Los» kommt. Schnell bebaute er sein Grundstück mit einem Hotel mit den

Worten «Kostet ja nix!». Sobald seine großen Brüder auf das Hotel kamen, brüllte er triumphierend: «Miete!» Die Miete investierte er in den Bau eines weiteren Hotels auf der benachbarten Turmstraße. Zum großen Ärger seiner Brüder, die auf Qualität setzten und der Schlossallee hinterherjagten, fuhr der kleine Bruder mit Schrottimmobilien sehr viel besser: Meist hat er seine großen Brüder in den Ruin getrieben, bevor diese überhaupt das erste Haus auf die Schlossallee stellen konnten.

Abendlang kann unsere Familie darüber diskutieren, welche Strategie die bessere ist: auf Schrottimmobilien setzen, die viel Cash bringen, oder in hohe Substanzwerte investieren, die wenig Cash bringen, aber an Wert gewinnen. Paul und ich setzen im Spiel auf Schrottstraßen. Im wirklichen Leben habe ich dagegen schnell festgestellt, dass meine Nerven für Schrottimmobilien, etwa die schlecht besuchte und in die Jahre gekommene Eckkneipe in Berlin-Marzahn, zu schwach sind. Da unser Eigenkapital für die wenig ertragreiche Luxusimmobilie am Kurfürstendamm aber nicht ausreicht, müssen wir uns irgendwo in der Mitte tummeln.

Wenn ich nicht aufpasse, werden meine Kinder später ihre Finanzen mit einem ähnlich kruden Wissensmix aus Monopoly-Spiel und Weltspartag in die Hand nehmen wie ich früher. Das will ich um jeden Preis verhindern. Kaum sind die Jungs ein bisschen älter, lasse ich deshalb keine Gelegenheit aus, ihnen die Grundprinzipien des Investierens und volkswirtschaftlichen Denkens näherzubringen. Immerhin haben wir mit Aktien und Börsen ein gemeinsames Gesprächsthema, das ist für eine Mutter mit heranwachsenden Jungs ja keine Selbstverständlichkeit.

«Wenn ihr eine Aktie kauft, gehört euch ein Teil des Unternehmens», erklärte ich bei nächster Gelegenheit am Abendtisch. «Wirklich? Dann gehört mir was von Ap-

ple?», fragte Hans mit leuchtenden Augen. «Ein Teil, ein sehr, sehr kleines Teilchen», entgegnete ich. «Apple gehört zu den teuersten Unternehmen der Welt», fuhr ich fort. «Als Anteilseigner oder Aktionär bist du an Apples Gewinn beteiligt, aber auch an seinem Verlust.» – «Wie das? Weil der Aktienkurs steigt?», fragte Hans weiter. «Nicht nur», sagte ich. «Das Unternehmen schüttet seinen Gewinn in Form einer Dividende an seine Aktionäre aus. Apple zahlt allerdings nur eine sehr kleine Dividende, weil sie kräftig investieren, um noch bessere iPhones herzustellen», fasste ich die Lage zusammen. «Andere Unternehmen wie die Allianz oder die Telekom schütten einen sehr viel höheren Anteil ihres Gewinns als Dividende aus.» – «Und mit was verdienen die ihr Geld?», wollte Hans wissen. «Na, die Telekom beispielsweise mit Telefonanschlüssen.» – «Telefonanschlüsse?», rief Franz fragend in die Runde. «Wer hat denn noch ein Telefon?»

«Sie haben auch Internet», sagte ich. «Wie dem auch sei: Wenn ein Unternehmen Gewinne macht oder stark wächst, wollen viele Investoren diese Aktie kaufen und folglich steigt der Aktienkurs», erklärte ich. «Der Aktienkurs entsteht nämlich aus Angebot und Nachfrage an der Börse: Wenn viele Menschen Apple-Aktien kaufen wollen, steigt der Kurs. Und umgekehrt fällt der Kurs, wenn zu viele Investoren ihre Aktien verkaufen wollen. So wie im März, als der Lockdown kam und alle Investoren ihre Aktien verscherbelten», beendete ich meine kleine Vorlesung.

«Können wir denn auch eine Aktie kaufen?», fragte Paul. Mein Herz hüpfte. Man kann nicht früh genug mit dem Vermögensaufbau anfangen! «Ich will auch eine Aktie!», rief Franz. «Ich auch!», «Ich auch!», meldeten sich die anderen beiden zu Wort. War ja wie beim Bonbonverteilen. «Am liebsten eine Tesla-Aktie», sagte Hans. Das gaben seine Ersparnisse leider nicht her. Wir überleg-

ten hin und her. Ich versuchte, ihnen Volkswagen anzu-drehen, die meiner Einschätzung nach unter den deutschen Autoherstellern am besten in Sachen Elektromobilität aufgestellt sind. «Tesla ist viel cooler», winkten die Jungs ab.

Essen, alle Menschen müssen essen, überlegten wir gemeinsam. Ich hätte jetzt vielleicht an Nestlé, Unilever oder Danone gedacht, aber für unsere Jungs ist Essen etwas, das an die Haustür geliefert wird, und nichts, was man im Supermarkt kauft. «Was ist mit Hellofresh? Haben die Aktien?», fragten die Jungs mit Blick auf die Kochbox auf unserem Küchentisch. «Oder McDonald's?», warf ich ein. Die Aktie ist weniger schwankungsanfällig als Hellofresh und unter konservativen Anlegern sehr beliebt. «McDonald's? Igitt!», riefen sie. Bis auf Franz sind alle Vegetarier. Vielleicht sollten sie in Beyond Meat investieren, jene kalifornische Firma, die veganen Fleischersatz herstellt. Allerdings möchte ich ihnen nicht raten, ihr Taschengeld in eine so risikoreiche Aktie zu investieren. Es geht schließlich um einen großen Teil ihrer Ersparnisse.

«Wie wäre es mit Disney?», überlegte ich weiter. Seit kurzem haben wir ein Disney-Plus-Abo, seitdem fällt die Wahl des Freitagabendfilms sehr viel leichter. Während unser Gespräch weiterkreiste, fiel es mir wie Schuppen von den Augen: An der Börse wird die Zukunft gehandelt! Und wer versteht mehr von der Zukunft als unsere Kinder? Wenn kleine Jungs und auch Teenager nicht mehr von einem Mercedes oder Porsche träumen, sondern von einem Tesla und sie auch keine Hamburger, sondern vegetarische Burger essen wollen, dann sieht so vermutlich die Zukunft aus. Vielleicht sollten meine Jungs künftig meine Aktien auswählen ...

Am Ende des Abends kauften die Jungs je eine Hellofresh-Aktie und auf mein Anraten hin eine Aktie des

chinesischen Essenslieferanten Meituan. Die Aktien von Disney, Tesla und Amazon waren mit Blick auf ihre Ersparnisse zu teuer. «Zu Weihnachten wünsche ich mir eine Tesla-Aktie», sagte Hans. «Und ich wünsche mir Amazon», verkündete Franz. «Wünschen kann man sich vieles», sagte ich trocken. Der Amazon-Kurs lag weit über 2000 Euro.

Zu ihrer großen Enttäuschung dürfen die Kinder kein eigenes Depot besitzen. Daher richtete ich für jeden ein Online-Musterdepot ein, je mit einer Hellofresh- und einer Meituan-Aktie. Die eigentlichen Aktien liegen in meinem Depot. Anfangs wollten die Jungs einmal täglich wissen, wie es um ihr Vermögen steht. Es lief gut für sie. Nach einigen Wochen nahm das Interesse jedoch spürbar ab, sie fragten nur noch gelegentlich nach. Auch das könnten viele Anleger von den Jungs lernen. Statt täglich ins Depot zu gucken und bei jedem noch so kleinen Kursrutsch nervös zu werden, reicht es, alle paar Wochen nachzusehen.

Vielleicht schauen die Jungs erst in zehn Jahren wieder in ihr Depot. Bis dahin werden sich Hellofresh und Meituan vervielfacht haben. Hätten mir meine Eltern beim Börsengang 1997 Amazon-Aktien im Wert von 1000 Dollar geschenkt, wäre ich 20 Jahre später Millionärin gewesen. Selbst wenn Hellofresh und Meituan den Amazon-Aufstieg nicht wiederholen, meine Jungs haben trotzdem sicherlich mehr gelernt als auf dem Weltspartag.

Mehr darüber, wie Sie sparen und richtig investieren:
Seite 183

Ein paar volkswirtschaftliche Grundprinzipien: Seite
196

[...]